

Tomke König

Familien-Ideale Regulierungen einer privaten Lebensform*¹

Vor einiger Zeit traf ich auf dem Spielplatz eine Mutter von drei Kindern, die den gleichen Kindergarten besuchen, wie meine beiden Kinder. Sie sah angestrengt und mürrisch aus. Eine Erklärung lag für mich auf der Hand, hatte ich am Tag zuvor doch ihren Mann mit einem eingegipsten Fuß gesehen. „Oh, du Arme. Jetzt musst du sicherlich alles alleine machen mit den Kindern“, sagte ich anteilnehmend. Doch in finsterem Ton erwiderte sie: „Wir müssen doch immer alles alleine machen.“ Für den Bruchteil einer Sekunde war mir nicht klar, wen sie mit dem kollektivierenden ‚wir‘ meinte. Sprachlos stand ich vor ihr. Da ihre Aufmerksamkeit schon wieder von ihren Kindern absorbiert wurde, endete unser Austausch abrupt.

Für uns beide ist klar, was ich mit „alles alleine machen“ meine: die Arbeit in der Familie. Aber während es für mich selbstverständlich ist, die Arbeit mit meinem Mann zu teilen, ist für die andere Frau selbstverständlich, dass alle Frauen diese Arbeit alleine erledigen. Von eben dieser Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Ideale, die das Leben von Frauen und Männern im Rahmen familialer Geschlechterarrangements regulieren, handelt der folgende Text. In der beschriebenen Szene besteht eine Differenz zwischen den Vorstellungen zweier Frauen. In Interviews, die ich mit Paaren unterschiedlicher sozialer Milieus geführt habe, zeigt sich zudem, dass ‚alte‘ und ‚neue‘ Vorstellungen von der Arbeitsteilung auch *innerhalb* einer Frau oder eines Mannes nebeneinander existieren können (vgl. König 2012). Im Folgenden werde ich der Frage nachgehen, wie sich diese paradoxe Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Ideale auf die Geschlechterarrangements auswirkt. Im Mittelpunkt steht dabei die Hausarbeit: Ich beschreibe, wer die Hausarbeit wann, warum und wie erledigt. Und ich frage danach, was mit den zentralen

* Erstveröffentlichung in: Ellen Bareis/Christian Kolb/Marion Ott/Kerstin Rathgeb/Christian Schütte-Bäumner (Hrsg.), *Episoden sozialer Ausschließung. Definitionskämpfe und widerständige Praktiken*, Münster 2013, S. 263-275

1 Der vorliegende Text basiert auf einem Kapitel meiner Habilitation „Familie heißt Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung“ (König 2012).

Strukturmerkmalen von Hausarbeit und ihren Funktionen passiert, wenn sich die Ideale der geschlechtlichen Arbeitsteilung verändern.

Um die Wirkungsweisen der symbolischen Ordnung² zu erfassen, verwende ich anstelle des Begriffs der Norm den des „regulativen Ideals“ (Butler 1991). Meines Erachtens beschreibt dieser besser, worum es im Alltag der sozialen Akteur_innen geht. Schließlich sagt keine Frau, dass sie sich an der Norm der ‘guten Hausfrau’ orientiert. Viele aber sagen, dass sie gerne eine ‘gute Hausfrau’ wären und die Arbeit gerecht teilen wollen. Hierbei ist von Idealen die Rede, denen Frauen und Männer sich anzunähern versuchen. Damit ist ein zweites Argument für den Begriff des regulativen Ideals angeschnitten. In Anknüpfung an die frühen Schriften von Judith Butler öffnet der Begriff des regulativen Ideals den Blick für Prozesse der Subjektivierung. Mit der Erfüllung geschlechtlicher Ideale ist das Versprechen verknüpft, *als Frau* oder *als Mann* erkennbar und lesbar zu sein. Das Resultat ist eine stabile Geschlechtsidentität. Hierfür muss alles, was nicht zum Ideal passt, abgespalten, verdrängt und unsichtbar gemacht werden. Trotz dieser nie endenden Bemühungen bleibt das Ideal immer unerreichbar. Es handelt sich stets nur um eine Kopie des Originals. Insofern ist in diesem Konzept immer auch die kritische Praxis der Umdeutung möglich.

Der Text gliedert sich entlang von drei Idealen, die die Praxis der Arbeitsteilung gegenwärtig regulieren, die historisch betrachtet allerdings nacheinander dominant wurden: Zu Beginn geht es um die 1970er Jahre, in denen das Ideal der ‘guten Hausfrau’ dominiert. Dann folgt ein Ideal der 1990er Jahre: die ‘gerechte Arbeitsteilung’. Im dritten Schritt wird das gegenwärtige Ideal der ‘flexiblen Arbeitskraft’ beschrieben. Diese Ideale rekonstruiere ich anhand von drei soziologischen Diskursen zur Hausarbeit. Und ich beschreibe, welche Rolle das jeweilige Ideal gegenwärtig im Alltag von Paaren spielt.

Das Ideal der ‘guten Hausfrau’ in der Hausarbeitsdebatte der 1970er Jahre

Heute begreifen Soziolog_innen Tätigkeiten, die im Haushalt verrichtet werden, selbstverständlich als eine Form von Arbeit, die jeder Mensch übernehmen kann. Vor 40 Jahren war das anders. Damals wurde im Alltagsverständnis sowie im wissenschaftlichen Diskurs davon ausgegangen, dass es sich bei diesen Tätigkeiten um Liebesdienste handelt, für die Frauen aufgrund ihrer Dispositionen

2 Den Begriff der symbolischen Ordnung verwende ich in Anschluss an Bourdieu, vor allem so, wie er ihn in seinem Spätwerk „Die männliche Herrschaft“ verwendet (Bourdieu 2005).

prädestiniert sind. Diese Naturalisierung geschlechtlicher Arbeitsteilung wurde im deutschsprachigen Raum zuerst in der sogenannten Hausarbeitsdebatte der 1970er Jahre hinterfragt. Ich beziehe mich im Folgenden vor allem auf die Studie von Kontos und Walser „... weil nur zählt, was Geld einbringt“ (Kontos/Walser 1979).

Im Mittelpunkt der Hausarbeitsdebatte stand der Stellenwert der Reproduktionsarbeit in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft (vgl. Becker-Schmidt 2008; Notz 2008). Die Trennung von (Lohn-)Arbeit und Reproduktionsarbeit, so das zentrale Argument, ist für diese Gesellschaftsformation konstitutiv. Mit der Industrialisierung und der Konstitution des Bürgertums setzt sich nicht nur die Logik der Warenproduktion und Kapitalverwertung der Arbeitskraft, sondern auch die Logik des bürgerlichen Patriarchalismus durch. Diese Logik, die auf der Annahme basiert, dass „Mann“ und „Frau“ kategorial verschiedene Wesen sind, weist den Geschlechtern unterschiedliche Sphären zu. Diese geschlechtliche Zuweisung des Beruflichen und des Privaten ist Kernstück der symbolischen Geschlechterordnung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft.

Auch wenn die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern weit hinter die kapitalistische Produktionsweise zurückreicht, hat sie sich gerade für kapitalistische Gesellschaftsformen als nützlich erwiesen. Der zentrale Punkt ist aus dieser Perspektive, dass Menschen nicht nach dem Prinzip der Warenförmigkeit reproduziert werden können. Es gibt zwar Tätigkeiten im Haushalt, die gegen Bezahlung verrichtet werden können (Putzen, Wäsche waschen, Essen zubereiten etc.). Aber die psychischen und emotionalen Leistungen der Hausfrau sind nicht delegierbar. Sie sind in ihrer Wirkung fest an das besondere Verhältnis zwischen Frau und Mann, Mutter und Kind geknüpft. Doch diese zentrale Bedeutung, die die Hausarbeit für die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaftsformation hat, geht nicht mit deren gesellschaftlicher Anerkennung einher. Das Gegenteil ist der Fall. Mit der Trennung von produktiven und reproduktiven Arbeiten wird die Hausarbeit zur „bloßen“ Reproduktion entwertet (vgl. Bock/Duden 1977). Die *Unsichtbarkeit* wird damit eines ihrer zentralen Merkmale.

Kontos und Walser (1979) zeigten anhand von Gruppendiskussionen mit Hausfrauen, wie sehr diese Frauen für die Anerkennung ihrer Arbeit auf die Familienmitglieder angewiesen sind. Und selbst diese Anerkennung ist schwer zu haben, weil die Arbeit der Frauen gerade *nicht* sichtbar sein soll. Je mehr es den Frauen gelingt, ihre Arbeit unsichtbar zu verrichten und als uneigennützig erscheinen zu lassen, desto mehr entsprechen sie dem Ideal der 'guten Hausfrau' (und Mutter), die ihre Familie liebevoll versorgt. In den von Kontos und Walser geführten Gruppendiskussionen zeigt sich eindrücklich, wie dieses Ideal die Praxen der Frauen reguliert. So sagt eine Frau: „Auf alle Fälle muss man sehen, dass, wenn der Mann heimkommt, der Staubwedel weg ist.“ Es sei eine richtige

Hetzjagd, sagt eine andere Frau, bei der sie dauernd auf die Uhr schaut, ob sie mit der Arbeit fertig wird, bis der Mann nach Hause kommt. Darüber hinaus darf nicht mal sichtbar sein, dass überhaupt gearbeitet wurde. Ein Mann beschwert sich, weil am Abend noch das Bügelbrett im Wohnzimmer rumsteht.

Alltag heute: Die nicht kompetente Hausfrau und der doppelt belastete Alleinernährer

Folgt man statistischen Indikatoren, so unterbrechen immer noch viel mehr Frauen als Männer mit der Familiengründung ihre Erwerbsarbeit. Zumindest phasenweise begeben sich diese Frauen und Männer also in die Position der nicht erwerbstätigen Hausfrau und des Alleinernährers. Auch in meinem Material finden sich quer durch alle sozialen Milieus solche Paare.³ Diese Tatsache wird allgemein als Hinweis auf eine Persistenz der geschlechtlichen Arbeitsteilung bzw. der Geschlechterverhältnisse verstanden. Schaut man jedoch genauer an, was passiert, wenn Frauen und Männer heute in diesem alten Modell leben, so zeigt sich ein Wandel. Ein auffälliger Befund meines Materials ist, dass es diesen Frauen nicht mehr gelingt, das Ideal der 'guten Hausfrau' zu erfüllen.

Eine Frau, die lange erwerbstätig war, aber mit der Familiengründung selbstverständlich ihre Berufstätigkeit beendet, sagt, sie habe damals gedacht, sie würde *als Frau* in der Rolle der Hausfrau „aufgehen“.

Doch ich habe erkennen müssen, dass es ein sehr aufwändiger Job ist, Mutter und Haushaltsführung – und dass ich's auch nicht bin. Also ich bin sicherlich eine liebevolle, fürsorgliche Mutter und ich möchte auch gern einen schönen Haushalt haben, aber ich kann das alles nicht zusammen darbringen.

Diese und andere Frauen stellen (häufig erstaunt) fest, dass für die Hausarbeit Kompetenzen notwendig sind, über die sie nicht einfach verfügen. Das haben Frauen sicher auch schon zu früheren Zeiten gemerkt. Neu scheint mir jedoch der Schluss zu sein, den diese Frauen ziehen. Sie wollen den Haushalt nicht länger alleine erledigen und fordern nachdrücklich eine Beteiligung ihres Mannes ein.

3 Insgesamt wurden 25 Paare befragt (davon 18 Paare in Westdeutschland und sieben Paare in der deutschsprachigen Schweiz). Die Grundgesamtheit des Samples ist durch drei Merkmale definiert: das *Alter der Kinder* (nicht älter als zehn Jahre), die *Milieuzugehörigkeit* der Paare und die *Erwerbsbeteiligung* der Partner_innen. Es wurden sowohl Paare rekrutiert, in denen nur eine Person erwerbstätig ist (zehn Paare), als auch solche, in denen beide Geld verdienen (15 Paare). Weitere Variationskriterien waren die *geschlechtliche Zusammensetzung* der Paare sowie die *Relation des (Aus-)Bildungsniveaus* der beiden Partner_innen (vgl. König 2012).

Alle Familiernährer meines Samples übernehmen in Folge dessen einen Teil der Haus- und Fürsorgearbeit. Der Mann der zitierten Hausfrau sagt:

Ich bin da pragmatisch. Wenn ich aufstehe, stelle ich die Kaffeemaschine an oder sonst was und auf dem Weg zum Klo fällt mir auf, könntest mal wieder das Klo putzen, dann geht das schon mal ineinander über, also Kaffee kochen, Klo, Bad und dann bin ich fertig. Und dann verlasse ich das Haus.

Diese Beteiligung entlastet seine Frau. Gleichzeitig führt er aber auch vor, dass die Hausarbeit locker zu schaffen ist, wenn man nur will. Die Frau fühlt sich unverstanden. Es macht einen Unterschied ums Ganze, ob sie den ganzen Tag mit den vielen verschiedenen Aufgaben und den Kindern alleine ist oder ihr Mann diese Dinge auf dem Weg zur Arbeit erledigt. Es gibt Streit. Vor allem deshalb, weil der Mann sich nach seinem Feierabend ausruhen möchte. Er weiß, dass seine Frau auch einen anstrengenden Tag hinter sich hat. Trotzdem ist er nicht immer bereit, „genau da anzusetzen, wo ich eigentlich für heute schon fertig bin“. Sie gibt aufgrund dieses vermeintlich guten Arguments nicht einfach klein bei. Der Streit hält an.

Verallgemeinernd kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass das alte Modell „Hausfrau – Alleinernährer“ zwar noch eingegangen wird, aber es vor allem dann nicht mehr richtig funktioniert, wenn die Frauen nicht mehr bereit sind, die Hausarbeit im Verborgenen und alleine zu erledigen. Der Bruch mit dem Ideal der ‘guten Hausfrau’ wirkt sich auf ein wesentliches Strukturmerkmal der Hausarbeit aus: Sie wird sichtbar. Vor allem steht aber eine ihrer zentralen Funktionen zur Disposition – die Reproduktion der Arbeitskraft. Alle diese Paare streiten im Alltag über Zeiten, in denen nicht gearbeitet wird. Daran sind nicht nur die Alleinernährer interessiert. Auch die Hausfrauen wollen nicht immer arbeiten. Das drückt sich unter anderem in ihrem Wunsch nach ‘kinderfreien Zeiten’ aus.

Bei diesem Wandel der Strukturmerkmale und Funktionen von Hausarbeit sowie der Praxen der Arbeitsteilung spielt ein anderes Ideal eine wichtige Rolle. Dieselbe Frau, die ihre Berufstätigkeit mit der Geburt ihres Kindes selbstverständlich unterbricht, sagt: „Ich dachte, zwei kriegen ein Kind und das ist jetzt auch fifty-fifty.“ Folgt man vorliegenden Studien zur familialen Arbeitsteilung, so wurde dieses Ideal in den 1990er Jahren dominant.

Das Ideal der ‘gerechten Arbeitsteilung’ in den 1990er Jahren

Ich beziehe mich im Folgenden vor allem auf die Studie von Koppetsch und Burkhardt „Die Illusion der Emanzipation“ (1999). Diese und viele andere Studien zur familialen Arbeitsteilung stellten in den 1990er Jahren fest, dass Paare quer durch

alle sozialen Milieus von einer gleichen oder gerechten Arbeitsteilung sprachen. Was die Frauen und Männer genau damit meinten, wurde nicht untersucht. Das jeweilige quantitative Pensum an der Hausarbeit wurde als ausschlaggebend für eine gerechte Arbeitsteilung vorausgesetzt (Stichwort: Fifty-fifty). Gemessen an der Menge der übernommenen Hausarbeit erwiesen sich die meisten untersuchten Arrangements als traditionell, denn Hausarbeit wurde in den 1990er Jahren immer noch überwiegend von Frauen verrichtet. Die Männer halfen allenfalls mit. Und selbst dabei war Anleitung und Druck der Partnerinnen notwendig. Auch wiederholten sich in den von Männern übernommenen Tätigkeiten geschlechtliche Zuschreibungen: Männer schleppten schwere Getränkekisten und übernahmen die grobe Reinigung der Wohnung. Anhand von 'häuslichen Heldentaten', wie Bügelmarathons und Großeinkäufen, demonstrieren sie ihre überlegene Kompetenz. Resümierend stellten Koppetsch und Burkart fest, dass die von ihnen untersuchten Paare gerade nicht auf eine „symbolische Markierung der Geschlechtergrenzen bei den häuslichen Aktivitäten“ (ebd.: 210) verzichten.

Doch Koppetsch und Burkart beschreiben auch eine wesentliche Veränderung: Während die Arbeitsteilung früher konventionell vorgeschrieben war, geschieht dies Ende der 1990er Jahre mit dem Gefühl der freien Wahl. Die Paare *wollen* es so und nicht anders machen. Auf diese Weise, so ein zentrales Ergebnis, sind die Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern zunehmend unsichtbar. Dazu trägt auch bei, dass die Paare ihre Partnerschaft als gleichberechtigt beschreiben, obwohl sie die Arbeit immer noch geschlechtstypisierend teilen. Frauen und Männer täuschen sich über ihr eigenes Handeln. Deshalb sprachen diese Soziolog_innen folgerichtig von einer *Illusion der Emanzipation*.

Alltag heute: Paare, für die „immer schon klar war“, dass sie die Arbeit teilen

Das Ideal einer 'gerechten Arbeitsteilung' findet sich auch in meinem Material. Doch in den Aussagen der von mir interviewten Paare steht nicht das jeweilige quantitative Pensum an der Hausarbeit im Mittelpunkt. Entscheidend ist aus der Sicht der Paare, dass *beide* für die reproduktiven Tätigkeiten Verantwortung übernehmen und beide die Möglichkeit haben, alle Formen der Arbeit auszuüben. So sagt ein Alleinernährer, es entspräche nicht seinem Ideal einhundert Prozent zu arbeiten. Er würde gerne mehr Zeit mit seinen Kindern verbringen und „wirklich einander genießen können als Familie“. Ideal wäre seiner Meinung nach, wenn sie beide fünfzig Prozent erwerbstätig sein würden. Eine andere Frau empfindet es als ungerecht, wenn ihr Mann die gesamte Verantwortung für den Haushalt und die Familie an sie delegiert. Ihr Mann würde sich zwar um

die Kinder kümmern, aber er würde sich immer darauf verlassen, dass sie den Überblick hat, was gerade ansteht.

Es gibt gute und schlechte Bedingungen dafür, ein Arrangement zu realisieren, in dem beide für alle Formen der Arbeit verantwortlich sind. Wenn beide zum Zeitpunkt der Familiengründung beruflich etabliert sind, flexible Arbeitszeiten haben und nicht ständig 150 % arbeiten müssen, ist eine Annäherung an dieses Ideal eher möglich. Eine selbständige Grafikerin, deren Mann auch selbständiger Grafiker ist, sagt:

Wir mussten nie Regeln aufstellen. Das hat einfach mit dem Engagement zu tun, das man hat. Wenn der eine viel Arbeit hat, macht automatisch der andere mehr im Haushalt. Also wir haben keine Rollenteilung in dem Sinne: Der macht das und der andere macht dies immer. Der kocht dienstags und der freitags. Manchmal der, der zuerst hungrig ist oder der, der mehr Erbarmen hat.

Das Gefühl eines „ausgeglichene[n] Zustande[s]“, wie diese Frau es nennt, stellt sich weniger aufgrund einer exakten Berechnung der jeweils geleisteten Arbeitsstunden her. Ausschlaggebend ist vielmehr die stete Erfüllung von Arbeiten. Solange beide ohne Aufforderung durch die oder den anderen Arbeiten übernehmen und den Erfordernissen der jeweiligen Situation entsprechend handeln, rechnet das Paar die jeweils geleisteten Arbeitsstunden nicht auf. Der zentrale Punkt ist: Beide fühlen sich für den Haushalt und das Kind verantwortlich und berücksichtigen in ihrem eigenen Handeln die Möglichkeiten und Interessen des jeweils Anderen. In einem solchen Arrangement macht das regulative Ideal der 'guten Hausfrau' keinen Sinn mehr. Während es in den 1970er Jahren selbstverständlich war, dass sich ein Mann darüber echauffert, wenn das Bügelbrett am Abend noch im Wohnzimmer aufgebaut ist, ist das stehen gelassene Bügelbrett nun eher ein Mahnmal. Es zeigt: Hier wurde geputzt. Und es erinnert den oder die andere daran, dass er oder sie auch mal wieder dran ist.

Wenn zwei Menschen für dieselbe Arbeit verantwortlich sind, verdoppeln sich allerdings auch die Vorstellungen darüber, wie sie erledigt werden soll. Zum Alltag dieser Paare gehören Konflikte darüber, was gebügelt werden soll, wann und wie oft geputzt und aufgeräumt werden soll, welche Lebensmittel wo eingekauft werden sollen usw. In all diesen Konflikten erleben die sozialen Akteur_innen das Ideal einer 'gerechten Arbeitsteilung' als unerreichbar – sie machen sich darüber also keine falschen Illusionen. So sagt die Grafikerin: „Manchmal hat man das Gefühl, man macht unheimlich viel und dass es immer noch mehr ist, aber beide haben dieses Gefühl.“ Der Knackpunkt ist die Gesamtmenge ihrer jeweiligen Arbeit. Die ist so groß, dass leicht der Eindruck entsteht, man würde mehr machen als die oder der andere.

Für die meisten dieser Paare liegt es deshalb nahe, einen Teil der Hausarbeit an andere Frauen gegen Geld zu delegieren. Es sind diese anderen Frauen, die

es den Paaren ermöglichen, eine gerechte Arbeitsteilung zu realisieren. Trotz dieser Delegation eines Teils der Hausarbeit bleibt allerdings ein Problem ungelöst: Wenn alle immerzu arbeiten, ist unklar, wer sich wann und wie und mit wessen Hilfe von der Arbeit erholen soll. Die Reproduktion der Arbeitskraft ist hier noch stärker in Frage gestellt, als in dem Modell 'nicht funktionierende Hausfrau – Alleinernährer'.

Fokussiert man nur die Doppelbelastung dieser Frauen und Männer, übersieht man allerdings einen anderen wichtigen Punkt: Gerade weil diese Frauen und Männer nicht *ausschließlich* für die Haus- und Fürsorgearbeit zuständig sind, haben sie ein genuines Interesse an diesen Tätigkeiten (vgl. König/Jäger 2011). Der Partner der oben zitierten Frau erzählt beispielsweise, bügeln sei eine Tätigkeit, die ihm Distanz zu seiner Erwerbsarbeit ermöglichen würde. Er könne dabei gut abschalten. Während es für die 'gute Hausfrau' schwierig bis unmöglich ist, zu ihrer Arbeit Distanz herzustellen, ist die Hausarbeit hier Mittel der Distanzierung von der Erwerbsarbeit. Es ändert sich also ein weiteres Strukturmerkmal der Hausarbeit.

Das aktuelle Ideal der 'flexiblen Arbeitskraft' und die Krise der Reproduktionsarbeit

Bislang habe ich beschrieben, was mit der Hausarbeit passiert, wenn Frauen und Männer die geschlechtliche Zuweisung verschiedener Formen von Arbeit hinterfragen. Im Vordergrund stand, was Frauen und Männer *wollen* bzw. *nicht mehr wollen*. Diese Perspektive muss nun um eine wichtige Dimension ergänzt werden – nämlich um strukturelle Zwänge. Was passiert, wenn Frauen Geld verdienen *müssen*, weil das Einkommen ihres Partners nicht ausreicht? Und was passiert, wenn ein Paar die Positionen tauschen *muss*, weil der Mann über lange Zeit arbeitslos ist? Diese Fragen führen zu einer aktuellen Debatte, die um das Stichwort „Krise der Reproduktionsarbeit“ kreist. Ich beziehe mich im Folgenden vor allem auf Aulenbacher (2009), Becker-Schmidt/Krüger (2009) und Winker (2009). Im Mittelpunkt dieser Debatte stehen ökonomische Veränderungen, die die Bedingungen der geschlechtlichen Arbeitsteilung in der Familie untergraben. An erster Stelle werden die Auflösung des Normalarbeitsverhältnisses und die damit verbundenen sinkenden Löhne genannt. Frauen müssen zunehmend – nicht nur in den unteren Schichten – mit für den Unterhalt der Familie sorgen, weil ein einzelnes Einkommen (aufgrund der Prekarisierung von Arbeit) nicht ausreicht. Von Bedeutung ist hierfür aber auch, dass neoliberale Politiken auf die Erwerbstätigkeit aller zielen – unabhängig von Geschlecht und Familienstatus. Das Leben ist für alle unabhängig vom Geschlecht erwerbsarbeitszentriert.

Die Beschäftigten verbringen auf unterschiedlichen hierarchischen Stufen zwar aus unterschiedlichen Gründen immer mehr Zeit an ihrem Arbeitsplatz (vgl. Hochschild 2002), aber die Arbeitszeit dominiert allgemein immer mehr die Familienzeit. Dabei spielen auch die Ansprüche eine Rolle, die gegenwärtig an männliche und weibliche Arbeitskräfte gestellt werden: Sie müssen mobil und flexibel sein. Das Ideal der 'flexiblen Arbeitskraft' zielt also auf Frauen *und* Männer gleichermaßen. Alle sollen selbstverantwortlich das berufliche und private Leben in die Hand nehmen. Folgt man den verschiedenen Studien, so erfüllen Frauen dieses Ideal allerdings besonders gut (vgl. Winker 2009). In der Erwerbsarbeit nehmen sie schwierige Arbeitsbedingungen – sie arbeiten in Teilzeit, in unsicheren Arbeitsverträgen und häufig mit Überstunden und Wochenendarbeit – ohne entsprechenden finanziellen Ausgleich in Kauf. In der Familie organisieren sie das Familienleben unter permanentem Zeitmangel und häufig mit knappen materiellen Ressourcen. Die Frauen kompensieren also durch ihre Arbeitsbereitschaft in *beiden* Sphären die entstandenen Lücken. In eben dieser Konstellation wird das Moment der Krise gesehen. Die Bedingungen der Möglichkeit einer geschlechtlichen Arbeitsteilung sind zwar nicht mehr gegeben, aber es wird immer noch erwartet, dass sie realisiert wird. Leidtragende des neoliberalen Wandels der Arbeitsverhältnisse sind demnach vor allem die Frauen. Sie sind einer zusätzlichen Belastung ausgesetzt. Insofern wird die Reproduktionskrise in der aktuellen Debatte als *Krise der Frauen* verstanden.

Eine andere Lesart der Krise ergibt sich, wenn man die Situation aus der Perspektive der Geschlechterarrangements im Privaten anschaut (vgl. König/Jäger 2011). Dann ist weniger die Situation der Frauen, als vielmehr die Reproduktion der Arbeitskraft als krisenhaft zu bezeichnen. So gesehen ist der Wandel der Geschlechterordnung ein Auslöser der Krise: Weil die Reproduktionsarbeit in den Vorstellungen der Akteur_innen nicht mehr klar der Frau zugeordnet wird, stellt sich zunehmend *für alle* die Frage, wann sie sich wie und mit wessen Hilfe von der Arbeit erholen sollen. Frauen *und* Männer sind von der Krise betroffen. Das Hauptproblem, so möchte ich abschließend zeigen, besteht gegenwärtig nicht darin, dass Männer keine Hausarbeit übernehmen (wollen). Problematisch ist vielmehr der Ausschluss vom Arbeitsmarkt, der Männer in eine Position zwingt, gegen die Frauen Jahrzehnte lang gekämpft haben.

Der arbeitslose Mann, der die Hausarbeit nicht erledigen möchte

Das Paar ist Mitte dreißig. Er ist gelernter Koch und seit mehreren Jahren arbeitslos. Sie ist gelernte Friseurin und verdient in einer Putzfirma das Hauheinkommen. Sie verlässt das Haus bereits sehr früh und verrichtet eine harte

körperliche Arbeit. Deshalb erwartet sie von ihrem Partner, dass er tagsüber den Haushalt erledigt. Für ihn ist das zunächst plausibel. Doch je länger er arbeitslos ist, desto schwieriger wird dies für ihn. „Aber ich muss ganz ehrlich sagen, mit der Zeit hab ich’s hier oben. (...) Putzen, aufräumen, immer jeden Tag das Gleiche. Weil ich ja keinen Job habe.“ Es ist für diesen Mann durchaus denkbar, Hausarbeit zu verrichten. Problematisch ist für ihn jedoch die *ausschließliche* Zuständigkeit für den Haushalt. Die sich stets wiederholende und nicht endende Arbeit ist für ihn auf Dauer nur erträglich, wenn er auch einer Lohnarbeit nachgeht. So ist die Wohnung unaufgeräumt, das Badezimmer schmutzig und in der Küche türmt sich der Abwasch, wenn die Frau abends nach Hause kommt. Beinahe täglich gibt es deshalb Streit. Der Mann leidet darunter, dass seine Partnerin als Reinigungsfrau bis an die Grenzen ihrer körperlichen Belastbarkeit gehen muss, um ihren gemeinsamen Lebensunterhalt zu sichern. Er sagt: „Ich würde es ihr gönnen, wenn sie mal zu Hause bleiben, sich ausspannen und wieder zu Kräften kommen könnte.“ Für diese Regeneration der Arbeitskraft seiner Frau kann er als Hausmann jedoch nicht sorgen. In seiner Phantasie wäre das nur möglich, wenn er der Ernährer wäre.

Die Verweigerung, in die Position der ‘guten Hausfrau’ zu gehen, hat vor allem für die erwerbstätige Partnerin eine Konsequenz. Sie kann sich nicht von der Arbeit erholen. Doch man kann die Verweigerung des Mannes auch noch anders verstehen. Dafür muss man die gesellschaftliche Verantwortung für die Situation dieses Paares fokussieren. So gesehen wehrt dieser Mann eine aufgezwungene Lebensweise ab. Er ist nicht bereit, strukturelle Bedingungen seiner Situation als ein privat zu lösendes Problem zu erachten.

Schluss

Im Mittelpunkt der Analyse standen Ideale, die die Praxis der Arbeitsteilung in der Familie regulieren. Charakteristisch ist für die gegenwärtige Situation eine Gleichzeitigkeit von ‘alten’ und ‘neuen’ Idealen. Nicht nur haben verschiedene Frauen oder verschiedene Männer unterschiedliche Vorstellungen. Auch *innerhalb* einzelner Frauen und einzelner Männer existieren ‘alte’ und ‘neue’ Ideale gleichzeitig: Hausfrauen wollen die Arbeit in der Familie weder unsichtbar noch alleine erledigen. Alleinernährer wollen auch Zeit mit ihren Kindern verbringen. Paare wollen die Arbeit gerecht teilen, müssen dafür aber einen Großteil der Hausarbeit an andere delegieren, die für diese Arbeit wenig Geld bekommen. Männer wollen Alleinernährer sein, müssen aber aufgrund von Arbeitslosigkeit den Haushalt übernehmen. Aufgrund dieser Gleichzeitigkeit von ‘alten’ und ‘neuen’ Idealen werden im Alltag Mechanismen sichtbar, die ansonsten eher im

Verborgenen wirken. Frauen und Männer merken nicht nur, dass Ideale unerreichbar sind. Zudem erkennen sie den Preis, den sie in dem Bestreben zahlen, einem Ideal gerecht zu werden: Sie müssen all das verwerfen, was dem Ideal nicht entspricht. Je weniger Frauen und Männer aber zu dieser Verwerfung bereit sind, desto brüchiger wird das Kernstück der symbolischen Geschlechterordnung: die Zuweisung der Sphären.

Aufgrund dieses Wandels der Geschlechterordnung lösen sich wesentliche Strukturmerkmale der Hausarbeit auf. Hausarbeit ist nicht länger unsichtbar. Sie verliert ihren monotonen Charakter und es wird leichter, sich von ihr zu distanzieren. Ebenso ermöglicht die Hausarbeit eine Distanzierung von der Lohnarbeit. Schließlich steht aufgrund des Wandels der Geschlechterordnung aber eine zentrale Funktion der Hausarbeit zur Disposition – die Reproduktion der Arbeitskraft. Die derzeit offene Frage ist, wer sich wann und wie und mit wessen Hilfe von den verschiedenen Formen der Arbeit erholen kann und soll.

Zwei mögliche 'Lösungen' zeigen sich in meinem Material. Einesteils räumen sich die Partner_innen gegenseitig freie Zeiten ein, in denen sie das tun können, was ihnen zur Erholung und Entspannung am besten tut. Anderenteils liegt für viele dieser Paare eine Delegation an andere Frauen nah und ist aufgrund des Einkommens meistens auch möglich. Es sind diese anderen Frauen, die es den Paaren ermöglichen, eine gerechte Arbeitsteilung zu realisieren. Die Veränderung der geschlechtlichen Existenzweisen ist in manchen Paaren also nur deshalb möglich, weil sich die Geschlechterverhältnisse in anderen sozialen Milieus gerade nicht verändern.

Es ist aktuell noch nicht abzusehen, wie genau diese Entwicklung weitergeht und ob sich in diesem Zuge eine symbolische Geschlechterordnung etabliert, die auf anderen Eckpfeilern ruhen wird. Eine solche Ungewissheit gehört zum Charakter jeder Umbruchsituation oder auch Krise, vor allem aus einer marxistischen Perspektive. „Unter Krise verstehen wir jene Zwischenzeit, in der die alte Weise zu produzieren, Profite zu machen, zu leben, nicht mehr geht, ohne dass schon eine neue Produktions- und Regulations- und Lebensweise gefunden wäre“ (Haug 2010: 145 f.). Klar ist hingegen, dass sich im Moment der Krise auch die Eingriffsmöglichkeiten verändern, mit denen die Entwicklung auf der strukturellen Ebene in eine bestimmte Richtung getrieben werden kann. Im Zuge des beschriebenen Wandels der Geschlechterordnung müsste die Verschränkung des Beruflichen und des Privaten zum zentralen Eingriffspunkt einer Politik werden, die keine bewertende Differenzierung der beiden Praxisbereiche vornimmt. An die Stelle einer (Identitäts-)Politik, die sich auf Frauen und/oder Männer richtet, müsste eine Politik treten, die auf bestimmte Situationen zielt und eine „gesellschaftliche Infrastruktur“ (Hirsch/Steinert 2010) bereitstellt, die von

Lohnarbeit (und dem Versicherungsprinzip) unabhängig ist bzw. alle Arten von gesellschaftlich notwendiger Arbeit einbezieht. Pfliegerische, soziale, politische und kulturelle Arbeit zählt ebenso hierzu wie existenzsichernde Erwerbsarbeit. „Wunschvorstellung ist es, alle diese Arbeiten zeitlich, räumlich und inhaltlich in Einklang zu bringen und damit die Trennungen zwischen den Bereichen der verschiedenen Arbeitsformen und der ‘Nicht-Arbeit’ aufzuheben“ (Notz 2008: 478). Wenn dies gelingen würde und somit die Trennung zwischen Beruflichem und Privatem wirklich aufgehoben wäre, würde ein radikaler Wandel stattfinden. Dann wäre die Vereinbarkeit von Familie und Beruf nicht mehr das zentrale Problem, denn wo nichts getrennt ist, muss auch nichts wieder vereinbart werden. An die Stelle eines Dilemmas, in dem Frauen und Männer auf jeden Fall etwas zu verlieren haben, würde eine Vielfalt an lebenswerten Lebensformen treten, denen alle etwas abgewinnen können.

Literatur

- Aulenbacher, Brigitte (2009): Arbeit, Geschlecht und soziale Ungleichheiten. Perspektiven auf die Krise der Reproduktion und den Wandel von Herrschaft in der postfordistischen Arbeitsgesellschaft, in: *Arbeits- und Industriosozilogische Studien*. Jg. 2, Heft 2, 61-78.
- Becker-Schmidt, Regina (2008): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsarbeit, in: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. 2. erw. Auflage. Wiesbaden, 62-74.
- /Krüger, Helga (2009): Krisenherde in gegenwärtigen Sozialgefügen: Asymmetrische Arbeits- und Geschlechterverhältnisse – vernachlässigte Sphären gesellschaftlicher Reproduktion, in: Aulenbacher, Brigitte/Wetterer, Angelika (Hg.): *Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung*. Münster, 12-41.
- Bock, Gisela/Duden, Barbara (1977): *Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit*, in: *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen*. Berlin.
- Bourdieu, Pierre (2005): *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt a.M.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a.M.
- Haug, Frigga (2010): Geschlechterverhältnisse in der Krise. Zeitgemäße Notizen, in: *Widerspruch. Beiträge zu sozialistischer Politik*, Jg. 30, Heft 58, 143-149.
- Hirsch, Joachim/Steinert, Heinz (2010): Sozialpolitik als Bereitstellung einer sozialen Infrastruktur. AG links-netz (Oliver Brüchert, Sonja Buckel, Joachim Hirsch, Eva-Maria Krampe, Alexandra Manzei, Christine Resch, Christa Sonnenfeld, Heinz Steinert) Zugriff am 12. Oktober 2012 unter www.links-netz.de/K_texte/K_links-netz_sozpol.html.
- Hochschild, Arlie Russell (2002): *Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet*. Opladen (Originalausgabe: *The time bind. When work becomes home and home becomes work*. New York 1997).
- König, Tomke/Jäger, Ulle (2011): Reproduktionsarbeit in der Krise und neue Momente der Geschlechterordnung: Alle nach ihren Fähigkeiten, alle nach ihren Bedürfnissen!. In: Demirović, Alex/Dück, Julia/Becker, Florian/Bader, Pauline (Hg.): *VielfachKrise. Im finanzdominierten Kapitalismus*. (In Kooperation mit dem Wissenschaftlichen Beirat von Attac). Hamburg, 146-163.
- (2012): *Familie heißt Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung*. Konstanz.

Kontos Silvia/Walser, Karin (1979): Weil nur zählt, was Geld einbringt. Probleme der Hausfrauenarbeit. Gelnhausen-Berlin.

Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter (1999): Die Illusion der Emanzipation: Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich. Konstanz.

Notz, Gisela (2008): Arbeit: Hausarbeit, Ehrenamt, Erwerbsarbeit, in: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 2. Auflage. Wiesbaden, 472-480.

Winker, Gabriele (2009): Care Revolution – ein Weg aus der Reproduktionskrise. Zugriff am 12. Oktober 2012 unter <http://www.feministisches-Institut.de/carerevolution>.



Forum Wissenschaft 2/2013
Migration und Flucht
 Vom Asylrecht zur »Festung Europa«



Forum Wissenschaft 3/2013
Bildung und Religion
 Privilegien in der Diskussion

Einzelheft: 8 € · Jahresabo: 28 € • www.bdwi.de · service@bdwi.de · Tel.: (06421) 21395